

No 533 VIII.

XV 37

A-4883

Sprachgeschichtliche Rückblicke

im Anschluß
an das estnische ei ole.

W o r t r a g

gehalten in der Jahresversammlung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft
am 18. Januar 1894

von

Geo Meyer.

(Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Gel. Estn. Gesellschaft 1894.)



Loyen

Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1894.

Gedruckt auf Verfügung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft.
Dorpat, den 11. März 1894.

Leo Meyer, Präsident.

Nr. 2.

ESTICA

A 4883

TRB. Handb. Katalog

5641

Hochgeehrte Anwesende!

Heute ist es das fünfundzwanzigste Mal, daß ich die ehrenvolle Pflicht habe, die Jahresversammlung unserer Gelehrten Estnischen Gesellschaft als ihr zeitiger Präsident mit einem Vortrage zu eröffnen, das heißt die Versammlung, die wir, der Vorschrift unserer Statuten entsprechend, alljährlich am 18. Januar abhalten, als an dem Tage, an dem unsere Gesellschaft im Jahre 1838, also vor nun schon 56 Jahren, gestiftet worden ist. 25 Jahre bilden im Leben des einzelnen Menschen schon einen verhältnißmäßig großen Abschnitt, an dessen Abschluß, namentlich wo sich's um bestimmte amtliche Stellungen oder Geschäftsgebiete u. dgl. handelt, man wohl einmal Halt zu machen und einen Rückblick auf die durchgemessene Zeit zu werfen pflegt. Dabei drängt sich dann natürlich leicht die Frage zu: ist in dem abgeschlossenen Zeitraum wirklich Werthvolles und Gu-

tes erstrebt worden, ist solchem Streben entsprechend wirklich Werthvolles und Gutes erreicht worden? Für uns müßte sich's dabei also sogleich darum handeln, ob unter meinem Präsidium die Gelehrte Estnische Gesellschaft wirklich Werthvolles erstrebt und wirklich Werthvolles erreicht hat, und um das zu prüfen, müßten wir die gesammte Geschichte unserer Gesellschaft etwas genauer betrachten. Darauf aber heute in besonderer Weise wieder einzugehen, liegt um so weniger Anlaß vor, als wir vor erst 6 Jahren das halbhundertjährige Jubiläum der Gelehrten Estnischen Gesellschaft gefeiert haben und bei solcher Gelegenheit natürlich in weiterem Umfange davon die Rede gewesen ist, welche Aufgaben eigentlich unserer Gesellschaft gestellt sind und wie weit sie es verstanden hat, solchen Aufgaben in ihrer Wirksamkeit zu entsprechen.

Auf die einzelnen Präsidenten, die unsere Gesellschaft gehabt hat, kommt es dabei gar nicht so sehr an, oder doch eigentlich nur in so weit, als dieselben sich nicht etwa auf die äußere Leitung der einzelnen Sitzungen beschränkt, sondern sich selbst mitarbeitend und mitschaffend an den der Gesellschaft gestellten Aufgaben betheiligt haben. Mich selbst, obwohl meine Präsidenschaft nun schon ein Vierteljahrhundert gewährt hat, erfüllt es noch immer mit einer gewissen Beschämung, wenn ich auch heute noch gestehen muß, daß ich in der Geschichte der baltischen Welt nur schlecht bewandert bin und daß meine Kenntniß der estnischen Sprache nur eine sehr mangelhafte ist, und estnische Sprache und baltische Ge-

schichte bilden doch den wesentlichsten Theil unseres wissenschaftlichen Arbeitsgebietes.

Unter meinen Vorgängern hat Dr. Friedrich Robert F ä h l m a n n am längsten, etwa 7 Jahre, den Präsidentenstuhl innegehabt; wie aber glänzt sein Name in der Geschichte der estnischen Sprache und insbesondere der estnischen Dichtung, welchen Ruhm hat er sich schon allein durch die dichterische Ordnung und Gestaltung des großen Epos vom Kalewipoeg erworben! Mein unmittelbarer Vorgänger, Eduard Winkelmann, war leider nur ein Jahr etwa Präsident, da ihn ein ehrenvoller Ruf in die Schweiz, aus der er nach nur kurzer Zeit weiter nach dem schönen Heidelberg berufen wurde, uns entriß, aber welch unvergänglichen Ruhm hat er sich um unsere Welt durch seine Bibliotheca Livoniae Historica erworben, ein Werk, das unter allen Arbeiten, die man überhaupt über geschichtliche Quellenwerke hat, als glänzendes Muster dasteht und in einer geradezu staunende Bewunderung erregenden Weise darthut, wie überaus eingehend und umfassend auf dem Gebiete der Geschichte unserer baltischen Welt im weitesten Sinne des Wortes gearbeitet worden ist. Winkelmann's Vorgänger, Herr Professor Engelmann, ist aus der ganzen Reihe der früheren Präsidenten unserer Gesellschaft der einzige, den wir noch in unserer Mitte zu haben uns freuen. Sein unmittelbarer Vorgänger, Karl Schirren, der unserer baltischen Welt schon lange entrückt ist, hat als Geschichtsforscher für das baltische Gebiet auch einen glänzenden Namen. Ihm ging Theodor Weise

vorher, den man auch als gründlichen Kenner baltischer Verhältnisse und namentlich baltischer Persönlichkeiten rühmen kann. Er hat nun schon seit mehr als 15 Jahren sein Auge geschlossen und wie er, so sind auch die übrigen, die ihm als Präsidenten — zum Theil werden sie nur als stellvertretende bezeichnet — unserer Gesellschaft vorausgegangen, schon seit mehr oder weniger langer Zeit unserer irdischen Welt entrückt. Es sind außer dem schon genannten F ä h l m a n n Professor Dr. Ewald L o b h i n († 1860), Carl Baron B r u i n i n g k († 1869), Professor Peter F e s s e n († 1875), Oberlehrer G. M. S a n t o († 1856), Carl v. R e i n t h a l († 1872), der Oberlehrer und etatmäßige Privatdocent August H a n s e n († 1849), Professor Alexander v. S u e d († 1842) und zuletzt Pastor Carl Heinrich Constantin G e h e w e († 1856), der der erste Präsident gewesen ist. Die letzteren Beiden sowie auch Dr. F ä h l m a n n und Carl v. Reinthal gehörten noch zu den Stiftern unserer Gesellschaft, von welchen letzteren allen zur Zeit nur noch ein einziger, der fast 92-jährige Professor Dr. Friedrich Georg v. Bunge, am Leben ist.

Von den gegebenen Andeutungen abgesehen, gehe ich hier auf die besonderen Verdienste der einzelnen früheren Präsidenten um unsere Gelehrte Estnische Gesellschaft überhaupt und um wissenschaftliche Bestrebungen und Leistungen in dem engeren Arbeitsgebiet unserer Gesellschaft nicht näher ein, am wenigsten aber kann ich hier von mir selbst rühmen. Eine kleine Ausnahme nur möchte ich machen, da

sich's dabei um Etwas handelt, auf das ich ein besonderes Gewicht lege. Ich meine die Ausgabe der Georg Müller'schen estnischen Predigten aus den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts, die unseren „Verhandlungen“ einverleibt sind, ihren 15. Band bilden. Ich habe einigen Grund anzunehmen, daß ohne mein energisches Betreiben der werthvolle Schatz wohl nicht so bald und jedenfalls nicht in so vollständigem Umfange gehoben worden wäre. Welch außerordentlich wichtiges Denkmal aber ist damit der estnischen Literatur gewonnen! Was man früher an ihre Spitze glaubte stellen zu dürfen, ist reichlich drei Jahrzehnte jünger als Georg Müller's Predigten.

Freilich soll man sich mit diesem Gewinn nun auch durchaus nicht beruhigen. Scheint es doch fast, als ob ein paar ganz kleine schriftliche estnische Denkmäler, die uns in jüngster Zeit freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind und über die schon eine werthvolle Bearbeitung des hochverdienten Herrn Pastor Wilhelm Reiman zum Abdruck eingegangen ist, auch schon die Müller'schen Predigten überragen. Weiter aber darf man vielleicht auch hoffen, daß es gelingen wird, in der unübersehbaren Fülle estnischer Volksdichtung, wie sie mit so großem Eifer in unserer Zeit zusammengetragen worden ist, sicherere Handhaben zu finden, Altes und Aelteres herauszuheben und dann möglicher Weise auch noch Aelteres, als es die Müller'schen Predigten sind.

Wo sich's dann nicht mehr um zusammenhängende Sprachdenkmäler, also um eigentliches sog. Schrift-

thum handelt, haben die Forscher auf dem Gebiete estnischer Sprache dann noch sorgsam zu sammeln und zu prüfen, was an einzelnen estnischen Wortformen in außerestnischen Schriftstellern wie z. B. in Heinrich von Lettland, der, wie ich schon früher einmal besprach, mehrere solcher enthält, was an alten estnischen Eigennamen sich noch auffinden läßt. Und über dem Allen bleibt dann immer noch eine große wissenschaftliche Aufgabe, die gesammte Vorgeschichte der estnischen Sprache zu erforschen und zu bearbeiten, wie es natürlich nur im Zusammenhang mit allen übrigen ugrofinnischen Sprachen an der Hand streng historischer oder, wie man meist noch zu sagen pflegt, sprachvergleichender Methode geschehen kann.

Doch diese weitausgreifenden Aufgaben verfolge ich heute nicht weiter, kehre vielmehr noch einmal zu dem heutigen Tage zurück und zwar nicht um noch weiter von mir zu reden, sondern um anzuführen, daß unsere heutige Sitzung — und wir durften ja die Jahresversammlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in die volle Reihe unserer „Sitzungen“ immer mit hineinrechnen — schon die sechshundertste ist, zu der sich die Mitglieder unserer Gesellschaft vereinigt haben. Wir würden also auch in sofern heute Anlaß zu einer Gedenkfeier haben. Aber wir stehen von ihr ab, wie wir auch die 500. Sitzung, die am 18. Mai des Jahres 1883 abgehalten worden ist, von jeglicher Feier abgesehen haben. Auch die 400. Sitzung, die am 7. Februar des Jahres 1872 stattgefunden hat, ist ohne alle Feier geblieben. Die

früheren Hunderte aber hat man gar nicht einmal gezählt, ja von der 273. Sitzung an, die wie die heutige auch zugleich eine Jahresversammlung, und zwar die vom 18. Januar des Jahres 1861 war, hat man überhaupt erst gesondert gedruckte Sitzungsberichte unserer Gelehrten Estnischen Gesellschaft ans Licht gegeben. Auch in diesen Aeußerlichkeiten spricht sich aus, wie man den Werth und die Bedeutung der Thätigkeit unserer Gesellschaft im Laufe der Zeit immer höher gestellt und so vielleicht auch den Werth ihrer Arbeit selbst erhöht hat. Wir mögen also auch heute, wenn wir auch alle eigentliche Feier ganz bei Seite lassen, doch mit freudiger Dankbarkeit der Thatsache gedenken, daß unsere Gesellschaft in einer so stattlichen Reihe von Sitzungen es verstanden hat, aus ihrem weiten Arbeitsgebiet reichstes wissenschaftliches Material zusammenzutragen und immer zu neuen Aufgaben und Arbeiten anzuregen.

Warum aber giebt man denn überhaupt so viel auf diese Zahlen, hier 600 und dort 25 und andere mehr und läßt Jubelfeiern und Festfreuden durch sie bestimmen? Den eigentlichen Grund davon hat man sich wohl nur in den seltensten Fällen wirklich klar gemacht. 100 ist uns eben eine runde Zahl und so sind uns auch 200, 300 und so weiter etwas Besonderes, und wo die 100 schon etwas verhältnißmäßig Großes ist, wie in der Zahl der Jahre des einzelnen Menschen, da macht man Abschnitte mit Halbierung und feiert die Abrundung von 50 Jahren oder man halbirt auch noch weiter und meint, daß auch die Zahl 25 zu erwünschten Festen ein noch

wohl brauchbares Maß abgebe. Warum aber gilt uns 100 überhaupt für eine so besonders gestaltete, für eine runde Zahl? In der unermesslichen, im strengsten Sinne des Wortes unermesslichen, Reihe aller Zahlen hat sich schon sehr früh das Bedürfnis nach übersichtlicher Gruppierung geltend gemacht. Man zählt bis 10 und fährt dann fort, indem man das bisher Gezählte wieder zufügt, 11 ist 1 und 10, 12 ist 2 und 10, 13 ist 3 und 10 u. s. w. Bei 20, 30 u. s. w. knüpft man wieder an die einfachsten Zahlen 2, 3 und die folgenden an und 100 schließt wieder in besonderer Weise, es ist 10 mal 10. All solche Ordnung ist ja auch in unserer Sprache klar und deutlich ausgeprägt, die Anzahl der einfachen Zahlwörter ist außerordentlich gering, dann giebt's fast nur noch für 100 und weiter für 1000, also 10 mal 100, einfachere Wortformen.

Aber warum gruppirt man denn nach 10? Es ist das durchaus nicht etwa in den Zahlen an und für sich begründet, keine so zu sagen absolute oder streng mathematische Ordnung. Warum hätte man nicht etwa ebenso gut nach der bequemer theilbaren Zahl 12 gruppiren können oder nach 16 oder schon nach 8 oder irgend sonst wie? Es hat das seinen einfachen natürlichen Grund in der Zahl unserer Finger: sie bilden das nächstliegende und bequemste Grundmaß für all unser Zählen und mit ihnen hat man auch alle größeren Zahlen gemessen.

Wenn wir uns so nun aber gewissermaßen über Subiläums-Zahlen Rechenschaft gegeben haben, so dürfen wir auch noch die Erwägung anschließen,

warum wir gerade nach Jahren zählen. Es scheint das sehr einfach und doch handelt sich's dabei wieder um Etwas, das sich der gewöhnliche Mensch wohl nicht immer völlig klar denkt. Alle unsere Lebensordnung ist nach der Bewegung der Weltkörper eingetheilt und geregelt, die die scheinbar größten im ganzen Weltraum für uns sind, der Sonne, des Mondes und unserer Erde selbst. Wenn die letztere sich einmal um sich selbst gedreht und die Sonne scheinbar an die Stelle zurückgekehrt ist, von wo wir unsere Beobachtung ausgehen ließen, so nennen wir es einen Tag, und wenn die Erde ihren Kreislauf um die Sonne vollendet hat, so nennen wir es ein Jahr; ja auch der Mond spielt in unserer Zeitrechnung seine große Rolle. Nach ihm ist der Monat benannt, der eigentlich die Umlaufszeit des Mondes um die Erde bezeichnen soll; aber diese Rechnung hat man so zu sagen aus dem Geleise gehen lassen, weil sie sich mit der Jahresberechnung nicht so bequem in Uebereinstimmung bringen ließ. Man theilte das wichtigere Jahr, ohne auf den Mondgang ganz genau Rücksicht zu nehmen, in 12 einander einigermaßen entsprechende Theile, für die der Name Monat festgehalten wurde, ohne daß dieser also noch genau nach der Bewegung des Mondes geregelt wird. Der geläufige Maßstab für längere Zeiträume bleibt uns immer das Jahr, die Umlaufzeit der Sonne durch die Erde.

So dürfen wir also sagen, daß, wo sich's um ein 25-jähriges Jubiläum handelt, man es aus irgend einem Grunde für berücksichtigenswerth, für

einer Gedenkfeier werth hielt, daß die Anzahl der Umlaufungen der Sonne durch die Erde zusammenfällt mit der Zahl unserer Finger, multiplicirt mit sich selbst und hinterher halbirt und noch ein mal halbirt; und wenn wir eine besondere Feier unserer heutigen 600. Sitzung hätten begehen wollen, so wäre es gewesen, weil wir das als besonders denkwürdig und feiernswerth angesehen hätten, daß die Zahl unserer Sitzungen die Zahl unserer Finger mit sich selbst multiplicirt und dann noch mit einer weiteren Zahl — im vorliegenden Falle mit 6 — multiplicirt erreicht hätte.

Aber wir wollen ja gar nicht feiern und brauchen uns deshalb auch heute gar nicht zu bemühen, irgend welche Feier noch genau und ziffermäßig zu begründen. Es mag uns genügen, unserer Freude darüber ganz im Allgemeinen Ausdruck zu geben, daß unsere Gelehrte Estnische Gesellschaft schon so manches Jahr ihrer Arbeit nachgegangen ist und daß wir auch heute wieder als an ihrem Geburtstage zu dieser Jahresfeier uns hier vereinigen durften.

Als ich heute vor einem Jahre an dieser Stelle in einem Vortrage zu Ihnen sprach, da trugen mich meine Ausführungen weit in die Vergangenheit zurück. An ein kleines estnisches Büchlein mit dem ansprechenden Titel „Blühendes Glück“, das vor nicht sehr langer Zeit erschienen war, anknüpfend, sprach ich über die Ausdrücke „Gratuliren“ und „Glückwünschen“ und versuchte ihre Entwicklungsgeschichte genauer zu verdeutlichen. Das Wort „gratuliren“ ist kein rein deutsches, sondern ein sog.

Lehnwort, das außerdeutsche Sprachgebiet aber, dem es entlehnt wurde, ist das Lateinische, dessen Geschichte in einer überaus reichen Literatur aus bekannter historischer Zeit vor uns ausgebreitet liegt. Die Geschichte des Wortes „gratuliren“ ist also verhältnißmäßig nicht alt. Ganz anders verhält sich's mit dem „Glückwünschen“, wenigstens seinem Schlusstheil nach. Während wir zufällig das „Glück“ nicht einmal bis in die älteste Sondergeschichte der deutschen Sprache zurückverfolgen konnten, führte uns das „wünschen“ unendlich viel weiter zurück: mit unserem „wünschen“ stimmt ein uraltes indisches Wort, in der dritten Singularperson *vānchati* (ch etwa = tsch) „er wünscht“, überein, diese Uebereinstimmung aber führt uns in die älteste erreichbare Geschichte indogermanischer Sprache zurück. Denn da die deutsche Sprache und die indische, wenn auch als mit einander verwandt, also auf eine uralte Einheit zurückführend, angesehen werden müssen, so sind sie doch innerhalb des weiten indogermanischen Sprachgebietes einander verhältnißmäßig entfernt verwandt, und so dürfen wir sagen, daß, was im Indischen und Deutschen an Wörtern übereinstimmt, überhaupt zu dem ältesten Indogermanischen gehört. Die Uebereinstimmung der Wörter „wünschen“ und das altindische *vānchati* führt uns, können wir mit Bestimmtheit aussprechen, über einen Zeitraum von unberechenbaren Jahrtausenden zurück.

Heute aber möchte ich mit meinem Vortrage aus unserer trüben Gegenwart noch viel viel weiter in die Vergangenheit zurückgehen, als schon in meinem

vorigjährigen Vortrag. Man wird das kaum für möglich halten, daß es aber sehr wohl möglich ist, werden wenige Ausführungen leicht verdeutlichen. Daß die sog. indogermanischen Sprachen, deutsch, keltisch, griechisch, romanisch, slavisch, persisch, indisch und was sonst noch dazu gehört, eine feste einheitliche Sprachengruppe bilden, das ist nach allen Richtungen hin vollständig deutlich und unbestritten, wenn man auch nicht genauer abmessen kann, wie weit die Zeit ihrer ursprünglichen Einheit, wie sie ja der strenge Begriff der Verwandtschaft mit Sicherheit aufstellen läßt, zurückliegt. Aber auf alle Fälle handelt es sich dabei um einen Zeitraum von Jahrtausenden.

Nun aber ist in neuerer Zeit und in besonders überzeugender Weise von Nikolai Anderson die Ansicht vertheidigt worden, daß die indogermanische Sprache weiterhin auch mit der ugrosfinnischen, also dem Estnischen, Finnischen u. s. w., eine wirkliche Verwandtschaft, also auch ursprüngliche Einheit bilde. Ist diese Anschauung richtig, und ich für meine Person halte sie für im höchsten Grade wahrscheinlich, so bleibt doch dabei zu betonen, daß immerhin die indogermanischen Sprachen eine engere Verwandtschaftsgruppe bilden und ebenso auf der anderen Seite die ugrosfinnischen Sprachen, daß also die ursprüngliche ugrosfinnische Spracheinheit einerseits und andererseits die ursprüngliche indogermanische Spracheinheit so zu sagen noch in erreichbarer Ferne, wenn auch Jahrtausende weit zurückliegt. Die wissenschaftlich wahrscheinlich gemachte ursprüngliche

Einheit der indogermanischen und ugrofinnischen Sprachen aber muß jedenfalls noch bedeutend weiter in der Geschichte der sprechenden Menschheit zurückliegen.

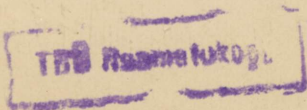
Ich darf also wohl behaupten, daß ich in meinem heutigen Vortrage noch viel viel weiter in die Vergangenheit mich zurückwende, als in dem heute vor einem Jahre von mir an dieser Stelle gehaltenen, wenn ich an die meines Grachtens durchaus wahrscheinliche Anschauung von der ursprünglichen Einheit der Indogermanen und Ugrofinnen anknüpfe. Der Beweis solcher Sprachverwandtschaft wird immer aus möglichst vielem sprachlichen Stoff zu führen gesucht, ja man kann sagen theoretisch eigentlich erst aus der Gesamtgeschichte der Sprache, aus der Gesamtheit ihres Sprachstoffes. Es kann ein wirklicher Beweis für die Verwandtschaft aber auch immer schon mit einzelnen Wortgeschichten geführt, an der Entwicklungsgeschichte einzelner Wörter erläutert werden.

Ich lege meiner heutigen Betrachtung einen estnischen Ausdruck zu Grunde, den ich zunächst an und für sich genauer erwägen will, um dann noch die Frage daran zu knüpfen, in wie weit er etwa zur Entscheidung über die Frage nach der Verwandtschaft der Ugrofinnen und Indogermanen beitragen kann. Kaum wird man irgend einen Ausdruck, wo überhaupt estnische Sprache ans Ohr dringt, häufiger hören als *ei ole*, und ich erinnere mich noch aus meiner ältesten, nun fast schon 29 Jahre zurückliegenden Dorpater Zeit, wie mir bei meiner ersten

Berührung mit Esten jenes ei ole unbequem unverständlich war. Aber es war nicht das Einzige, was zu meiner weiteren Orientirung meinen ersten Weg in die Buchhandlung, zu Herrn Karow, veranlaßte, der damals sein Local noch nicht mit Herrn Conditior Luchfinger getauscht hatte und noch unten an der Ecke der Schloß-Straße wohnte. Ich war noch nicht sogleich entschieden, ob ich mir ein größeres oder ein Taschenwörterbuch, wie man deren jetzt ja schon von zahllosen Sprachen hat, oder vielleicht ein mittelgroßes Wörterbuch der estnischen Sprache anschaffen sollte; aber wie groß war mein Erstaunen, als man mir auf meine Anfrage — in der Universitäts-Stadt, die mitten im estnischen Sprachgebiet gelegen ist — mittheilte, man könne mir überhaupt kein estnisches Wörterbuch geben. Es gebe allerdings ein altes, von einem gewissen Hupel, aber das sei längst aus dem Buchhandel verschwunden und jetzt überhaupt nur noch schwer aufzutreiben. Mir aber wurde es zu meiner Befriedigung doch nicht sehr schwer, mein damaliger Hauswirth, der Bibliotheksdiener Part, stellte mir sein Exemplar zur Verfügung und für 2 Rbl. wurde es mein Eigenthum. Es war die zweite, im Jahre 1818 in Mitau — also auffälliger Weise außerhalb des estnischen Sprachgebietes — erschienene Auflage von August Wilhelm Hupel's „Estnischer Sprachlehre nebst einem vollständigen estnischen Wörterbuche“. Nun konnte ich mich selbständig über das, was mir zunächst zu erfahren Bedürfniß war, belehren und so zum Beispiel dem Bettler, der an der Rüchenthür pochte, die ich

ihm im Augenblick nicht zu öffnen vermochte, das frisch aus dem Wörterbuch genommene uks on lukkus „die Thür ist verschlossen“ zurufen, was ihn dann alsbald veranlaßte, seinen Rückzug anzutreten. Weiter aber suchte ich mir dann auch das unverständliche ei ole auf und fand es wirklich, mit der Uebersetzung: „Ei zum Henker“. Diese Uebersetzung darf allerdings als etwas sehr frei bezeichnet werden und ließ mich ein einigermaßen ausreichendes Verständniß des Ausdruckes noch nicht gewinnen. Nach einiger Zeit erst drang ich in den Inhalt des Ausdruckes etwas tiefer ein und lernte, daß es zunächst gar nichts Anderes bedeutet, als „es ist nicht“. Aber wunderbar war es doch, daß, als ich nun auch bald gelernt hatte, daß on „es ist“ heißt und ei „nicht“, „es ist nicht“ nun nicht mit ei on, sondern mit ei ole oder mit zugefügtem Pronomen mit tema ei ole bezeichnet wird.

Mich interessirte diese Eigenart des Estnischen in hohem Grade und bei weiterem Nachforschen gelang mir allein vom Boden des Estnischen aus, mir die Eigenthümlichkeit jener seltsamen Verschiedenheit der bejahenden und verneinenden Aussage etwas verständlicher zu machen. Wie mir mein Freund Anderson schreibt, findet sich die negative Conjugation fast in allen ugrofinnischen Sprachen, wenn auch nirgends so vollständig durchgeführt wie im Finnischen; im Magyarischen aber scheine sie frühzeitig durch slavische Negationen verdrängt zu sein. Was ist's denn nun mit dieser eigenthümlichen negativen Conjugation?



Vielleicht wird's dem, der für geschichtliche Entwicklung menschlicher Sprache gar keinen Blick und keine Interesse hat und der sich einbildet, in der Sprache könnte Vieles bequemer und besser eingerichtet sein, als es thatsächlich der Fall ist, was denn ja auch zur Erfindung der Kunstsprache Volapük Anlaß gegeben hat, am natürlichsten erscheinen, wenn man, um etwas in der Sprache zu verneinen, zu dem positiven Verbal Ausdruck ein einfaches Verneinungswörtchen zufügt, wie etwa im Deutschen *ich bin* und *ich bin nicht*. In den wirklich gewordenen, lebendig entwickelten Sprachen, ist die Sache aber gar nicht so einfach, vielmehr ist das Capitel der Negation ein ganz besonders reich und mannigfaltig entwickeltes. Ist doch auch unser *nicht* gar kein so einfaches Gebilde. Es bedeutet eigentlich „nichts“ oder genauer „nicht irgend ein Ding“ und ist ursprünglich aus 3 verschiedenen Wörtern zusammengesetzt, die im englischen im Grunde mit ihrem übereinstimmenden *not* „nicht“ zu 3 Lauten zusammenschumpften. Für das Englische ist übrigens noch zu bemerken, daß bei der verneinenden Ausdrucksweise in der Regel mit dem Verb *to do* „thun“ umschrieben wird, wie in *I do not see* „ich sehe nicht“, eigentlich „ich thue nicht sehen“ oder *I did not see* „ich sah nicht“, eigentlich „ich that nicht sehen.“ Im Französischen, wie in den romanischen Sprachen überhaupt, wird die einfache Negation gewöhnlich noch von irgend einem Verstärkungswort begleitet, wie in *je ne vois pas* „ich sehe nicht“, eigentlich „ich sehe keinen Schritt“ und was

sich noch weiter anführen ließe. Das lateinische non „nicht“ bedeutet eigentlich „nicht eins“, seine alte einfache Negation aber ist nur in einer kleinen Gruppe von Verbindungen erhalten geblieben, wie in ne-scire „nicht wissen“ und nolle „nicht wollen“, das aus ne-velle hervorging. Im Altindischen ist das einfach verneinende na „nicht“ dagegen sehr lebendig geblieben und ebenso z. B. im Gothischen, wo es ni lautet. Für das Altindische aber ist wieder, wie auch für das Griechische und Lateinische, eine besondere imperativische Negation ausgebildet, von der z. B. das Deutsche nichts weiß, die im Griechischen dann aber auch im weiteren Umfange in ihrer satzlichen Verwendung fein ausgebildet ist. Diese Unterscheidung des imperativischen „nicht“ kennt bekanntlich das Estnische auch: ära tule „komm nicht“ im Gegensatz zu tema ei tule „er kommt nicht“.

Was nun aber in den ugrosfinnischen Sprachen die verneinende Ausdrucksweise ganz eigenartig kennzeichnet, ist, daß das Verbum bei ihr ganz ohne Flexion bleibt, nur in einer einfachen Grundform gebraucht wird, dagegen, wie es im Finnischen immer am deutlichsten blieb, die Negation conjugirt wird. So pflegt man es wenigstens auszudrücken. Im Estnischen ist diese sog. Conjugation der Negation nur in wenigen Fällen noch recht deutlich geblieben. So in dem bekannten noch häufig gebrauchten ep ole „es ist nicht“, wo der an die Negation gefügte Lippenlaut — ep für eip — derselbe ist, wie in den regelmäßig gebildeten dritten Personen, wie tema magab „er schläft“.

Daß nun aber die Bezeichnung einer Conjugation der Negation hier sehr wenig passend ist, folgt daraus, daß sich's bei dem Ausdruck „Conjugation“ nach dem gewöhnlichen Gebrauch um zahlreiche unter einander ganz verschiedene Dinge handelt, einmal um die Anfügung der verschiedenen Personalsuffixe, die sich nach Singular und Plural, und, wo dieser vorhanden ist, auch Dual unterscheiden, ferner um die Bildungselemente der Tempora und die der Modi, dann auch noch um die Bildung der sog. Genera (Activ, Passiv, Medium) des Verbs, bei jener sog. Conjugation der Negation aber durchaus nicht alle jene verschiedenen Conjugationstheile in Frage kommen, sondern nur ein einziger, nämlich die Anfügung der Personalzeichen. Wenn beispielsweise im Griechischen *δίδομεν* heißt „wir geben“, conjunctivisch *διδῶμεν*, optativisch *διδούμεν*, imperfectisch *ἔδιδόμεν* „wir gaben“, futurisch *δώσομεν* „wir werden geben“, aoristisch *ἔδομεν* „wir gaben“, perfectisch *ἔσταμεν* „wir stehen“, so sind das lauter verschieden conjugirte Verbalformen, aber in *C i n e m* stimmen sie doch alle überein, nämlich in dem suffigirten *μεν*, das „wir“ bedeutet und ursprünglich, wenn auch gewiß in einer noch alterthümlicheren Form, ein selbstständiges Pronomen war. Ganz entsprechend diesem *μεν* war aber das *μ* im griechischen *δίδωμι* „ich gebe“ ursprünglich ein selbstständiges Wort für „ich“, ebenso das *σ* im Homerischen *ἔσσι* „du bist“ für „du“, das *τι* in *ἔστί* „er (oder es oder sie) ist“, für er (oder es oder sie), das *τε* in *ἔστέ* „ihr

seid“ für „ihr“ und das *ντι* im alten *φέροντι* „sie tragen“ für das plurale „sie“.

Die Pronomina wurden in der Conjugation des Verbs an einen irgendwie gestalteten Verbalstamm gefügt, mit dem sie dann bald zu vollen Wort-Einheiten verwuchsen. Ganz ebenso aber gestaltete sich's auch in den ugrofinnischen Sprachen und so ist z. B. im estnischen *mina olen* das Schluß-*n* das Zeichen für „ich“, in *oled* „du bist“ das *d* das Zeichen für „du“, in *oleme* „wir sind“ das *me* das Suffix für „wir“, in *olete* „ihr seid“ das *te* das Suffix für „ihr“, in *palub* „er (oder sie oder es) bittet“ das *b* des Pronomen der dritten Person, in *paluwad* „sie bitten“ das *wad* das Suffix für das plurale „sie“. Die solchen pronominalen Suffixen vorausgehende Form, in den ersten Beispielen *ole-*, in den letzteren beiden *palu-*, können wir den präsentischen Verbalstamm nennen. Bei der sog. negativen Flexion nun besteht die Eigenthümlichkeit der ugrofinnischen Sprachen darin, daß sie die Pronominal-Suffixe, die Endungen, die, ursprünglich selbständig, die einzelnen Personen bezeichnen, nicht an den Verbalstamm fügen, der vielmehr unverfehrt bleibt, sondern an die Negation. Im Finnischen ist diese Bildungsart noch sehr deutlich, so heißt hier *me olemme* „wir sind“, aber *emme ole* „wir sind nicht“, *te olette* „ihr seid“, aber *ette ole* „ihr seid nicht“, *mina olen* „ich bin“, aber *em ole* „ich bin nicht“, *sinä olet* „du bist“, aber *et ole* „du bist nicht“. Im Estnischen ist die ganze Bildungsart nur in wenigen Resten noch etwas deutlicher geblieben, wie in dem

oben angeführten ep ole „es ist nicht“; in der Regel hat die Negation die alten Personalzeichen wieder aufgegeben und es wird das jedesmalige Pronomen in selbständiger Form wieder zugefügt, der Verbalstamm aber hat sich der alten Weise entsprechend ganz rein gehalten und so bildet man mina ei ole „ich bin nicht“ und so fort.

Solche Eigenthümlichkeit unterscheidet also die ugrosfinnischen Sprachen in sehr bemerkenswerther Weise von den indogermanischen; es kann das indeß nicht als etwaiger Beweis gegen die Verwandtschaft beider Sprachfamilien angeführt werden, sondern es beweist wieder nur den engeren verwandtschaftlichen Zusammenhang der ugrosfinnischen Sprachen unter einander; ihre sog. negative Conjunction muß sich, wenn die vermuthete Verwandtschaft mit der indogermanischen Sprache wirklich besteht, erst entwickelt haben, als sie schon zu einer abgesonderten Sprachgruppe sich entwickelt hatten.

Es würde nun, um bei unserem ei ole noch eine Weile stehen zu bleiben, noch zu erwägen sein, ob nicht in seinen beiden einzelnen Elementen, dem ei wie dem ole, etwa noch ein Zusammenhang mit indogermanischer Sprache sich wird nachweisen lassen. Was zunächst das verneinende estnische und auch finnische ei anbetrifft, so stimmt es auffällig mit dem gleichbedeutenden nordgermanischen ei überein, so daß man ein Hinüberholen des Wortes aus dem germanischen in das finnische Sprachgebiet für durchaus wahrscheinlich halten möchte. Wilhelm Thomsen aber führt es so doch in seinem vortrefflichen

Buche über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen nicht auf. Hält er den auffälligen Zusammenklang des finnischen und germanischen ei also für zufällig? An Uebereinstimmung aus urältester Zeit ist doch unmöglich zu denken und namentlich nicht, wenn Jakob Grimm (in seiner Grammatik 3,738) darin Recht hat, daß das nordgermanische ei aus gleichwerthigem eigi und dieses aus noch älterem eingi hervorgegangen sei. Die etwaige weitere Vorgeschichte des ugrofinnischen ei übersehe ich nicht und lasse es deshalb hier bei Seite.

Ueber das ole aber oder in der geläufigen estnischen Infinitivform olema „sein“ belehrt uns das reiche magharisch-ugrische vergleichende Wörterbuch von Joseph Budenz in weiterem Umfang. Ueber das ganze weite ugrofinnische Sprachgebiet läßt sich der fragliche Verbalstamm verfolgen, der übrigens mehrfach mit anlautendem v auftritt, worin wir wohl die alterthümlichere Form werden anzuerkennen haben. Im Ungarischen beispielsweise ist vala „er war“, volt „gewesen“, való „seiend, befindlich, wirklich“, im Syrjänischen völi (mit tiefklingendem i) „er war“, im Botjakischen val „er war“, im Ostjakischen vul- oder auch ul- „sein, sich befinden, verweilen“, auch im Livischen vol- oder vuol- „sein“. Mit dem finnischen und estnischen ole- stimmen in ihrem vocalischen Anlaut überein das mordwinische ul- „sein, werden“ mit der ersten Person ul'an „ich bin“, das tscheremissische ul- „sein“ mit ulam „ich bin“, das schon angeführte ostjakische ul- als Ne-

benform von vul- und dann auch noch das wogulische ol- „sein, bleiben, verweilen, leben“. Es mag dabei noch angeführt sein, daß die im Estnischen und Finnischen so eigenthümlich unregelmäßig gebildete dritte Singularperson on „es ist“, in dem das alte wurzelhafte l so vollständig erloschen ist, sich auch noch weiter verfolgen läßt. Im Ungarischen ist van „es ist“ und fast ebenso im Botjatischen van' „es ist, es ist vorhanden“.

Dürfen wir demnach also wohl ein ugrosfinnisches vol- oder val- aus Verbalgrundform mit der Bedeutung „sein“ aufstellen, so drängt sich uns nun die Frage auf, ob ihm in den indogermanischen Sprachen wohl irgend etwas entspricht, das die vermuthete Verwandtschaft zwischen Indogermanen und Ugrosfinnen weiter bestätigen möchte. Aber die geläufige indogermanische Verbalgrundform mit der Bedeutung „sein“ haben wir in unserm is-t, lateinischen es-t, griechischen εἶ-τι, altindischen ás-ti; sie würde nach den aufgeführten griechischen und lateinischen Formen als einfaches es anzugeben sein. Von ihm aber liegt jenes ugrosfinnische vol oder val weit ab. Ein schlagender Gegenbeweis gegen jene vermuthete Verwandtschaft liegt darin aber wieder nicht, vielmehr können wir, wenn wir vorsichtig sein wollen, nur sagen, daß im ugrosfinnischen Gebiet einerseits und andererseits im indogermanischen, wenn ihre Verwandtschaft thatsächlich angenommen werden darf, geläufige Wörter für den Begriff des „Seins“ sich erst entwickelten, als eine geographische Trennung zwischen Indogermanen und Ugrosfinnen schon eingetreten war.

Sa, wir können uns eigentlich nur in hohem Grade darüber wundern, daß für die so sehr abstracte Bedeutung „sein“ sich überhaupt schon so früh bestimmte Wörter ausbildeten, wie es sich für das indogermanische Sprachgebiet durch jenes *es-*, für das ugrofinnische aber durch das *vol-* oder *val-* erweist. Wie sich die Sprache aber auch gar nicht so fest und einseitig für die Bedeutung „sein“ auf die angeführten Verbalgrundformen beschränkte, das mag für das indogermanische Sprachgebiet noch an ein paar Beispielen verdeutlicht werden.

Das französische *j'ai été* „ich bin gewesen“ hat etymologisch mit dem lateinischen *est* „er ist“ und *esse* „sein“ nichts zu schaffen, es enthält vielmehr in seinem *été* nichts Anderes als das alte lateinische Participium *status* „gestanden“ von *stare* „stehen“, bedeutet eigentlich „ich habe gestanden“, wie denn Verbalformen mit der ursprünglichen Bedeutung des „Stehens“ auch sonst sehr häufig gebraucht zu werden pflegen, wo an ein eigentliches Stehen gar nicht gedacht werden soll, wie wenn wir z. B. im Deutschen sagen, „die Sache steht gut, die Sache steht schlecht“ u. dgl. m. Das italienische *io sono stato* „ich bin gewesen“ ist formell durchsichtiger geblieben. Der Franzose empfand die anlautende Verbindung *st* unbehaglich, setzte zur Erleichterung ein *e* vor und ließ dann später das *s* ungesprochen; in ganz ähnlicher Weise entstand französisches *écrire* „schreiben“ aus lateinischem *scribere* und Anderes ähnlich.

Aus dem Deutschen kann hier angeführt werden unser Präteritum „er war“, das formell nichts zu

thun hat mit er ist, die wir doch als ganz nah zusammengehörig zu gebrauchen pflegen. Das war heißt in älterer Zeit was und ebenso lautet es im Gothischen. Hier bildet es auch das Präteritum zu ist „er ist“, daneben aber ist es noch das regelmäßige Präteritum zum Verbum visan, das gewöhnlich auch „sein“ bedeutet, daneben aber und dann in beachtenswerther Weise noch mit ganz regelmäßiger Präsensflexion noch die sicher ältere Bedeutung „bleiben“ hat. So bedeutet also das gothische was „er war“ oder noch „er blieb“, in präsentischer Form aber heißt „er bleibt“ nur visith und „er ist“ nur ist.

Auch unser ich bin und du bist haben durchaus keinen formellen Zusammenhang mit ist, sie gehören vielmehr etymologisch zum lateinischen fui „ich bin gewesen“ und futūrus „der sein wird“, wie z. B. unser Bruder mit seinem anlautenden b dem lat. frater entspricht, unser blühen zum lat. flos „Blume“ gehört, blasen zum lat. flare und Anders ähnlich. Weiterhin schließt sich unser ich bin noch an griechisches φύεσθαι „werden, entstehen“, ursprünglich „wachsen“, zu dem u. A. auch φύσις „Natur“ gehört, dessen ältere Bedeutung „das Wachsen, das Werden, das Entstehen“ war und das dann gewöhnlich „das Wesen, die Beschaffenheit“ bedeutet.

Im Griechischen ist, und zwar vorwiegend bei den ältesten Dichtern, ein Zeitwort πέλεσθαι oder activ πέλειν gewöhnlich, das in der Regel auch gar nichts Anderes bedeutet als „sein“. Ursprünglich aber bedeutete es höchst wahrscheinlich „sich drehen“, wie denn

auch z. B. *πόλος* „der Pol, der Endpunct der Erd- und Himmelsachse“, eigentlich wohl „der Drehpunct“, dazu gehört. Auch unser werden, das man ja in gewisser Weise als Futur zu „sein“ bezeichnen könnte, bedeutet eigentlich „sich drehen“, es gehört unmittelbar zum lateinischen *vertere* „drehen, wenden.“

So sehen wir, daß in den indogermanischen Sprachen für die Bedeutung „Sein“, wenn auch schon in sehr früher Zeit eine ganz bestimmte Verbalgrundform, der wir so gut wie in allen einzelnen indogermanischen Sprachen wieder begegnen, für dieselbe ausgebildet war, gar mancherlei Verbalformen sich entwickeln, die Bedeutung des „Seins“ entwickelte sich aus der des „Stehens“, des „Wachsens“, des „Sichdrehens“, und mancherlei Anderes wird sich solcher Mannigfaltigkeit noch zufügen lassen. Auch die ugrosinnischen Sprachen werden unzweifelhaft ähnliche Erscheinungen aufweisen. Die Lebenskraft der Sprache und ihre Fähigkeit, Neues zu entwickeln, ist eben zu aller Zeit eine außerordentlich große, und so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß bei weiter zurückliegender sprachlicher Verwandtschaft die Zahl der augenfälligen sprachlichen Uebereinstimmungen immer geringer wird.

Haben wir deshalb bei unseren, im Ganzen allerdings auch nur auf ein kleineres sprachliches Gebiet beschränkten Betrachtungen auch keinerlei neues Beweismaterial für eine wirkliche Verwandtschaft der indogermanischen und ugrosinnischen Sprache gefunden, so haben wir damit auf der anderen Seite doch auch durchaus keinen bestimmten Grund gewonnen,

der namentlich von unserem ausgezeichneten Forscher
Nikolai Anderson energisch vertretenen Anschauung
von jener Verwandtschaft zu widersprechen. Wir
haben durchaus kein wissenschaftliches Recht, auf die
Frage: „Sind die Indogermanen und Ugrofinnen
unter einander wirklich verwandt, also in weit, weit
zurückliegender Zeit ein einheitliches Volk gewesen?“
zu antworten: ei ole.